

Der Kreis schliesst sich (Teil 2)

Auch Anfang der 60er-Jahre kam ich, ein junges, verliebtes Mädchen, via London aus der Schweiz, nur mit einem Koffer in der Hand, nach Deutschland. Meinem Herzen folgend. Meine grosse Liebe hatte ich vor vier Jahren in der Jugendherberge in Davos kennengelernt, beim Skifahren. Er war gross und schlank, charmant und höflich. Einfach ganz anders als die meist plumpen Schweizer Männer. Er hatte mein Herz gleich entflammt, und dieser lange Rücken, ach, er war einfach super. Ausser seiner Zuvorkommenheit und Höflichkeit zeichnete er sich durch ein ausgesprochen gutes Allgemeinwissen aus. Man konnte mit ihm über Sport, Politik, Kunst und Musik reden. Unternehmungslustig und einfallsreich war er auch. Ich ging damals noch zur Schule, war in einem französischen Internat und stand kurz vor dem Bakkalaureat.

Bald kam der erste Brief meiner ersten grossen Liebe. Er unterschrieb »Dein Peter«. Ich war hin und weg, »Dein Peter«, er gehört nur mir, ja, so dachte ich damals. Der Brief war vorher von der eigentlich gütigen Schwester Oberin geöffnet worden. Mit strengem Blick wurde er mir dann überreicht. Offenbar war der Inhalt unverfänglich, und so durfte ich lesen, wie es ihm geht, was er im Studium und in der freien Zeit so treibt. Er schrieb auch von seinen Erinnerungen an unseren gemeinsamen Urlaub, es waren ja nur ein paar Tage, die er, der Aachener Student,

mit seinen Kumpels und ich mit meiner Freundin Vreni zusammen in der Jugl verbracht hatten.

Tagsüber trennten sich unsere Wege meistens, Vreni und ich fuhren auBer Ski auch oft Schlittschuh. Aber dann gegen 17 Uhr zum Après-Ski, da traf man sich in verschiedenen Cafés zum Schwatzen und Tanzen.

Abends nach dem Abendessen sassen alle jungen Leute, meist im grossen Kreis, noch zusammen und man spielte, lachte, sang und schwatzte. Viel später erzählte mir Peter einmal, dass ich ihm da mit meiner Spontaneität und Natürlichkeit besonders aufgefallen sei.

Dann am Silvesterabend um zwölf Uhr entführte er mich in die kalte, sternenklare Nacht. Nahm mich in die Arme und zeigte mit dem Finger auf das Sternbild Castor und Pollux. Nun war's ganz um mich geschehen. Es folgte ein langer Kuss, bei dem ich aber feststellen musste, dass Peters Aufmerksamkeit einem Pärchen nebenan galt, das sich auch küsste. Wir nannten die beiden Minimum und Maximum, da er sehr gross und kräftig war, sie klein und zierlich. Es war kein Filmkuss, so wie ich ihn oft mit Vreni zusammen im Kino gesehen hatte. Dieser unkonzentrierte Kuss störte mich sehr. Aber dieser Missmut dauerte nur ein paar Sekunden, dann kamen die Schmetterlinge wieder in den Bauch und alles war einfach nur schön.

Am übernächsten Morgen mussten Vreni und ich schon wieder abreisen. Als ich die Siebensachen zusammenpackte, entdeckte ich auf meinem Kopfkissen eine Visitenkarte von ihm,

»Peter S.«, Bergbaubeflissener, und seine Adresse standen gedruckt auf einer Seite. Auf der Rückseite stand, von Hand geschrieben: »Schöne Stunden, nicht weinen, dass sie vorbei, lächle, dass sie gewesen.« Da kamen mir die Tränen, es war alles einfach zu schön, um wahr zu sein. Er aber war längst schon wieder auf der Piste, um, wie er immer sagte, Höhenmeter zu machen.

Zu Hause angekommen, nahm ich als Erstes einen Atlas aus dem Bücherregal und suchte, wo Aachen lag. Da kam mein Vater dazu und ich erzählte ihm von dem tollen jungen Studenten aus Aachen, den ich in Davos kennengelernt hatte. Er begriff sofort, dass ich über beide Ohren verliebt war. Seine Reaktion war nur, dass ich noch viel zu jung sei, um mich zu verlieben, und dazu noch in einen Deutschen! »Den schlag dir gleich aus dem Kopf. Hitler hat den Krieg verloren und wegen Hitler musste ich 1935 fluchtartig Deutschland verlassen. Während eines Auslandssemesters in Heidelberg an der medizinischen Fakultät befreundete ich mich mit einem deutschen Studenten. Wir trieben viel Sport und musizierten zusammen und hatten die ersten sexuellen Erlebnisse mit Frauen. Kurz, jeder wusste von jedem alles.

Eines Tages, nach ein paar Bierchen in einer gemütlichen Kneipe, fragte er mich, was ich von Hitler halte. Willst du es genau wissen, fragte ich ihn. Er bejahte. Ich halte ihn für das grösste Schwein, das ich kenne, war meine Antwort. Steh auf und nimm das zurück, schrie mein Freund völlig überhitzt und entsetzt. Er zog eine Pistole, die ich vorher nicht wahrgenommen hatte, und schrie weiter, du entschuldigst dich auf der Stelle, wenn

nicht, gebe ich dir 24 Stunden, das Land zu verlassen, sonst wirst du verhaftet.

Entsetzt verliess ich das Lokal. Der Ernst der Lage war mir sofort bewusst. Noch in der Nacht packte ich meine Sachen und reiste am frühen Morgen zurück in die Schweiz. Ich kann bis heute nicht begreifen, wie sich ein Mensch so ändern kann. Diese Enttäuschung sitzt mir heute noch in den Knochen und deshalb kommt es nicht infrage, dass meine einzige Tochter ausgerechnet einen Deutschen liebt.«

Ich hörte meinem Vater zu, fand aber, dass das alles schon so lange her sei und man deshalb nicht über das ganze Volk ein Pauschalurteil fällen könne. Ich dachte nur, lass ihn reden, ich liebe Peter und mir ist völlig egal, woher er kommt und was er hat.

Mein Peter hatte mit Hitler eh nichts am Hut. 1935 wurde er geboren, er war damals noch ein Kind. Damals wusste ich noch nichts von seiner Flucht aus Westpreussen, der Flucht vor den Russen und wie die drei Geschwister und seine Mutter in dem letzten Waggon des letzten Zuges ihre ehemalige Heimat verlassen mussten. Sein Vater war auch Arzt und wurde immer an der Front benötigt. Peter erzählte erst viel später von seinen schrecklichen Erinnerungen, zum Teil fand er sie aber auch abenteuerlich. Vom Fliegeralarm, dass sie alle mehrmals in der Nacht aus dem Schlaf gerissen wurden und sich in einen Keller begeben mussten. Dort hörten sie dann die Flugzeuge über die Stadt donnern und krochen erst wieder die Treppen hoch, wenn die Sirenen Entwarnung gaben. Auch wie er Rostock brennend

erlebte, während der Flucht, überall Flammen und der Geruch von verbrannten Leichen, diesen Geruch hat er heute noch in der Nase. Wie sie über bombardierte Häuser und Erschossene klettern mussten, um irgendwo wieder Unterschlupf zu finden.

Zurück behielt Peter, dass er noch lange Zeit in den ersten Ehejahren oft schlafend senkrecht im Bett sass und schrie. Ich wusste lange nicht, dass das Spätfolgen der Kindheitserlebnisse während des Krieges waren.

Nun, nachdem ich meinen Schulabschluss hatte, fing ich eine Ausbildung zur medizinisch-technischen Assistentin an. Die Ausbildung war interessant und gefiel mir sehr. Ich wurde von einigen jungen Ärzten umschwärmt. Da mein Vater aber unterdessen eine sehr geschätzte und beachtete Persönlichkeit war, vermutete ich immer, dass das Interesse nur der Tochter dieses Mannes galt.

Ich verbrachte meine freie Zeit viel mit einem Bruder einer Freundin. Im Sommer wanderten wir und knutschten unter Brücken. Im Winter fuhren wir gemeinsam Ski. Da ich Querflöte spielte und er Klavier, musizierten wir auch oft gemeinsam. Während dieser Zeit schrieb mir Peter immer noch regelmässig und ich ihm, aber wir sahen uns nicht mehr. Ich durfte im nächsten Winter auch nicht mehr nach Davos.

Dann eines Tages stand Peter vor dem Spital. Einfach so, ohne Voranmeldung. Ich war überrascht und mein Herz klopfte wieder so stark wie in Davos und die Schmetterlinge im Bauch brachten mich durcheinander.

Meine Chefin aus der Hämatologie stellte mir ihr Zimmer für eine Nacht zur Verfügung. Sie hatte volles Verständnis für meine Liebe zu einem Deutschen, war sie doch selber mit einem Ausländer liiert. Es war eine wunderbare Schmusenacht. Peter war lieb und zärtlich, aber zur Entjungferung kam es nicht. Er wollte noch warten, ich war ihm noch zu jung. Ich wäre zu allem bereit gewesen.

Nachdem ich meine Ausbildung am Spital beendet hatte, schickten mich meine Eltern nach England. Natürlich sollte ich Englisch lernen, aber auch den Deutschen endlich vergessen. Doch wir schrieben uns jetzt täglich. Er schickte seine Briefe postlagernd oder zu meiner heiss geliebten Grossmutter. Die hatte viel Verständnis für meine Schwärmerei und Verliebtheit. Musste sie doch noch einen Mann nach dem Wunsch ihrer Eltern heiraten. Ihre Ehe war dann ganz ordentlich, aber sie sagte mir, dass sie ihren Mann zwar spätestens nach dem vierten Kind gerne mochte und schätzte, aber nie in ihn verliebt gewesen sei. Meine Grossmutter hatte sich als junges Mädchen auch in einen Mann verliebt, der wanderte dann nach Amerika aus. Er versprach ihr, sie nachzuholen, was er aber nicht tat. Sie hatte sehnsüchtig, ohne je ein Lebenszeichen von ihm zu hören, auf ihn gewartet. Später dachte ich oft, dass sie wenigstens auch einmal, als junges Mädchen, den Flügelschlag der Schmetterlinge im Bauch gefühlt hat.

In England lernte ich tatsächlich recht gut Englisch und viele interessante Leute kennen. Zwei Wochen vor meiner Abreise nach London, übrigens mein erster Flug, sagte ich meinen Eltern, dass ich nochmals Wochenenddienst hätte im Spital. Das wurde immer geglaubt, und es war ja auch meistens so. Da aber entführ-

te mich Peter mit seinem uralten VW namens Gurke, damals hatten alle unsere Autos noch Namen, nach Italien an den Lago d'Iseo.

Wir zelteten wildromantisch. Sternenhimmel, Vollmondnacht, leises Rauschen der Wellen und ein Olivenbaum. Da sagte er mir, wie sehr er mich liebe und wie ernst er die Beziehung (es war ja eine reine Fernbeziehung!) mit mir meine und dass er mich in zwei, drei Jahren heiraten wolle. Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Ich genoss die Liebelei und liebte ihn auch sehr, aber an Heirat dachte ich nie. Ich war ja erst 20 und als Schweizerin noch nicht volljährig. Peter sagte noch, dass er die Sache mit England gut fände, wir uns jetzt aber lange nicht sehen könnten, so wolle er einfach die Lage klarstellen.

Dann passierte es: In dieser herrlichen Vollmondnacht entjungferte er mich. Er war so zärtlich und gleichzeitig feurig, dass ich überhaupt keine Schmerzen verspürte. Ich war hin und weg. Jetzt wusste ich, warum meine Mutter oft so lustvoll stöhnte, wenn ich mit zehn Jahren meine Eltern durchs Schlafzimmerschlüsselloch beobachtete. Das muss was irre Gutes sein, dachte ich schon damals. Meine Mutter war eher eine stille Frau. Sie arbeitete mit in der Praxis meines Vaters und war als Röntgenassistentin eine unersetzbare Fachkraft für ihn. Wir vier Kinder wuchsen mit Kinder- und Dienstmädchen auf. Letztere kamen meistens aus Österreich oder Deutschland. Es gab auch einen Gärtner und eine Waschfrau. Die kam einmal im Monat und verschwand dann für drei Tage in der Waschküche, immer mit einem ordentlichen Vorrat an Rotwein. Noch heute höre ich sie singen.

Ja, wenn meine stille, geduldige und fleissige Mutter, die meinem Vater nie ein Widerwort gab, nachts, d. h. eher früh am Morgen, jubelte und stöhnte, dann musste das schon was Tolles sein. Mein Vater lag immer auf ihr. Kurze Zeit später sah ich sie dann immer mit verzücktem Gesicht ins Badezimmer eilen. Sie duschte sich jeden Morgen kalt, mein Vater schlenderte dann gemütlich hinterher und dann hörte man sie wieder gemeinsam kichern. Wenn ein Kinder- oder Dienstmädchen das auch mitbekam, war das denen immer peinlich. Mir nicht.

Viel später, ich hatte selbst schon zwei halb erwachsene Kinder, erzählte mir meine Mutter von der schrecklichen Hochzeitsnacht. Wie unvorbereitet und überrumpelt sie war. Sie hatte keine Ahnung, was auf sie zukam, sie war entsetzt und gehemmt. Kurze Zeit später fing auch mein Vater an, mir von seiner Hochzeitsnacht zu erzählen. Er war damals der Meinung, dass man seine Frau in dieser ersten Nacht entjungfern müsste, das würde von einem echten Mannsbild erwartet. Umso erfreulicher, dass sich das Sexualleben meiner Eltern mit der Zeit doch noch, vor allem für meine Mutter, lustvoll entwickelt hat. Mein Vater sagte mir mal, dass er gerne eine temperamentvollere und fantasievollere Frau im Bett gehabt hätte. Er war sich aber auch bewusst, dass ihre Eigenschaften, Bescheidenheit und Mütterlichkeit, sehr wertvoll waren. Man kann eben nicht alles haben! Den ihm fehlenden Ausschweifsex hat er dann ab und zu bei speziellen Damen gesucht und dafür bezahlt.

Ich war sehr froh, wenn meine Eltern sich gut verstanden. Es gab oft genug andere Situationen. Immer wenn mein Vater einen über

den Durst trank. Unter der Woche kam das selten vor. Umso mehr aber an den Wochenenden, wenn wir zu Besuch waren oder Besuch hatten. Immer regelmässig auch am ersten Weihnachtsfeiertag, wenn sich die Familien bei meinen Grosseltern zum festlichen Weihnachtsessen versammelten. Ich ärgerte mich dann schon mit sieben Jahren, wenn meine Grossmutter meinem Vater wieder und wieder das Glas mit Rotwein füllte. Ich hab dann immer gebetet, lieber Gott, bitte mach, dass er Nein sagt. Doch diese Gebete wurden nie erhöht. Er war eben ein ganzer Mann, rauchte Zigarren und trank wie ein Berserker. So wie damals fast alle katholischen Männer, die stets nach dem Gottesdienst noch in die Wirtschaft gingen, um zu jassen oder Skat zu spielen. Auf dem Land standen die Wirtshäuser auch immer gleich neben der Kirche. Der Pfarrer war selbstverständlich auch mit von der Partie. Unterdessen bereitete die Hausfrau den sonntäglichen Braten vor, mit Kartoffeln und Apfelmus oder Gemüse und Salat.

Mein Vater war ein Metzgersohn, da gab es jeden Tag Fleisch oder Wurst. Der Pfarrer von Kirchwil hatte schon früh gemerkt, was für ein pfiffiges Bürschchen er war, und er überredete seine währschaftigen Metzgereltern, ihn nach der Primarschule auf ein Internat zu schicken.

So kam mein Vater zu den Benediktinern, zum ganzen Stolz vor allem seiner fleissigen und geschäftstüchtigen Mutter. Wenn er dann in den Ferien nach Hause kam, musste er im Geschäft mit anpacken, auch beim Schlachten der Tiere helfen oder Kühe zum Verkauf auf den Viehmarkt treiben. Da fiel er schon früh auf als geschickter Händler. Er hatte beim

Verkauf immer mehr rausgeholt als die Summe, die sein Vater wollte. Den Überschuss durfte er dann als Sackgeld behalten.

Im Internat lernte mein Vater mehrere Instrumente spielen und auch in Leichtathletik wurde er ein Ass. Die fromme, ehrfürchtige und asketische Lebensweise bei den Patern formte meinen Vater, der aus einem soliden, aber einfachen Metzgerhaushalt stammte, wo ganz andere Sachen wichtig waren. Geistige Kapazitäten, die zweifellos vorhanden waren, wurden freigelegt. Die Ordnung von Körper, Geist und Seele, das hätte er in dieser Form nie erfahren, wäre er nicht auf diesem Internat gewesen. Aber im Kern blieb er der offene, temperamentvolle Junge, der oft mit seiner direkten Art aneckte.

Später als Arzt war er ein hervorragender Diagnostiker, in der ganzen Schweiz anerkannt. Manch einer hatte aber immer mal wieder Mühe mit seiner persönlichen Art. Er war kein feiner Mann, raue Schale, weicher Kern. Im Prinzip! Eben ein echtes Mannsbild.

Schwankend verliess er oft das Haus meiner Grosseltern oder die Wirtschaft und setzte sich ans Steuer. Mutter vorne, wir vier Kinder hinten. Er fuhr dann wie ein Henker. Ich zitterte immer vor Angst und betete: Lieber Gott, hilf, dass nichts passiert. Diese Gebete wurden immer erhört, denn es passierte nie ein Unfall. Jahre später, wenn er vom 19. Loch beim Golfspielen kam, hatte er öfter mal einen Blechschaden. Er war dann aber immer allein im Auto.

Keins der vier Kinder, und auch nicht meine Mutter, wagte es, während dieser Geisterfahrten ein Wort zu sagen. Bei der kleinsten Kritik hätte er getobt. Er fühlte sich nie betrunken, wir alle hatten ja keine Ahnung. Zu Hause angekommen, schlichen wir in unsere Schlafzimmer. Noch nicht mal die Zähne haben wir uns an solchen Abenden geputzt. Oh, wie habe ich darum Weihnachten, das angebliche Fest der Freude, gehasst!

Wortlos, auch ohne Gutenachtkuss meiner Mutter gingen wir Kinder dann ins Bett. Bis zu meinem zwölften Lebensjahr teilte ich mein Zimmer mit meinem jüngsten Bruder. Dann betete ich von Neuem: Lieber Gott, mach, dass der Vater meiner Mutter nichts antut. Wenn er betrunken war, schrie er meine Mutter grundlos an. Sie machte dann alles falsch. Sie erwiderte niemals ein Wort. Sie erduldet alles. Wenn es mir zu laut wurde, schlich ich ins Schlafzimmer meines ältesten Bruders, der sich das Zimmer mit dem zweitältesten teilen musste. Wir fingen dann immer an, mit einem Luftgewehr auf eine Zielscheibe zu schießen. Wir wollten so das laute Toben meines Vaters übertönen. Über die Situation an und für sich haben wir aber unter uns Geschwistern nie gesprochen. Unsere geliebte Mutter als Vorbild hat ja auch alles schweigend erduldet. Geschlagen hat mein Vater sie nur mit Worten. Die grosse, schlanke und attraktive Frau hörte sich schweigsam alles an.

Sie war in einem kultivierten Elternhaus aufgewachsen. Diszipliniert, wohlerzogen, musikalisch und literarisch gebildet, aber immer beamtenmässig korrekt. Alles hatte seine Ordnung. Mein Grossvater achtete sehr darauf, dass seine vier Töchter mit den Füssen auf dem Boden blieben. Selbst wenn er mal scherzte, lag

ein gewisser strenger Unterton in seiner Sprache. Das Wort Kuss durfte nicht erwähnt werden. So was Unsittliches durfte man nicht über die Lippen bringen: Meine Grossmutter hatte in ihrem Schlafzimmer eine Umkleidekabine. Mein Grossvater hat seine Frau nie nackt gesehen. Dafür war meine Mutter, die in so einem verklemmten viktorianischen Haushalt aufgewachsen ist, ja doch schon recht fortschrittlich.

Doch ich denke, dass ich meine unkomplizierte Art von meinem Vater geerbt habe. Er war es auch, der mich richtig aufklärte. Vreni hatte mir eines Tages erzählt, wie die Babys in den Bauch der Frauen kommen. Ich wollte es nicht glauben und fragte auch meine Mutter. Diese sagte mir dann, wir waren gerade zusammen in der Küche, es war wohl an einem Sonntag, wo das Dienstmädchen frei hatte, dass der Mann der Frau Samen in die Hand reiben müsse. Ich antwortete ihr, dass Vreni mir ganz was anderes berichtet hatte. Darauf verliess sie mit hochrotem Kopf fluchtartig die Küche. Ich wusste nun überhaupt nicht mehr, was ich glauben sollte. In der Klasse hatten wir eine Mitschülerin, die zwei Jahre älter war und schon Erfahrung mit älteren Männern besass. Die bestätigte dann die Version von Vreni, natürlich noch viel genauer und ausführlicher. Mann, war das spannend. Und auch mein Vater bejahte dann ein paar Tage später Vrenis Version. Von da an hatte ich kein Vertrauen mehr zu meiner Mutter!

Andererseits war Nacktheit für uns keine Sünde. Das waren ganz andere Sachen. Streit und Zank mit den Geschwistern oder wenn man Geld, es ging immer um 10 oder höchstens 20 Rappen, aus dem Küchenportemonnaie genommen hatte. Es gab noch

einen Geldbeutel in der Handtasche meiner Mutter, da hat sich niemand rangetraut. Das Küchenportemonnaiegeld war bestimmt zum Einkaufen für die Dienstmädchen. Fehlte was, so gerieten immer die in Verdacht. Da musste immer ganz genau aufgeschrieben werden, was und wozu etwas ausgegeben wurde. Fehlte also was, wurde das den Dienstboten vom Gehalt abgezogen. Wir vier Kinder waren jedenfalls immer fein raus.

Um mein schlechtes Gewissen zu erleichtern, habe ich samstags immer gebeichtet. Auch Lügen gehörten in mein Sündenregister. Zum Beispiel, wenn ich meine Mutter angelogen habe, wenn sie merkte, dass ihr Lippenstift fehlte, ich das Rot nicht ganz von den Lippen kriegte und erzählte, dass wir in der Schule im Zeichenunterricht eine neue Technik der Mundmalerei ausprobiert hätten. In Wahrheit schminkten Vreni und ich in unserer Freizeit uns manchmal die Lippen, wir dachten, dass wir dann älter aussehen würden und so ungehindert ins Kino für Filme, die ab 18 Jahre zugelassen waren, eingelassen würden. Meistens hat es ja auch funktioniert. Da wir damals 14 oder 15 Jahre alt waren, kamen wir uns natürlich ganz toll vor. Ausserdem schwärmten wir ungeheuer für einen Operettenstar: Peter Minich. Wir verfolgten ihn, wann immer wir konnten, und lauerten ihm auch im dunklen Treppenhaus seiner Stadtwohnung auf. Er hatte grosses Verständnis und gab uns immer wieder ein Autogramm. Gina Klitsch, seine Operettenpartnerin, wurde von uns auch sehr verehrt. Wir besuchten mindestens zwei, drei Jahre jede Operette, in der die beiden die Hauptrolle spielten.

Sünde war aber auch vor allem das sechste Gebot – Unkeuschheit. So ab dem zwölften Lebensjahr fing ich an, unten an mir rumzufummeln. Das war ein tolles Gefühl, aber es war ja eine Sünde. Ich begriff nicht, warum mich manchmal plötzlich so eine Gier überfiel. Dann kamen sexuelle Fantasien. Ich stellte mir vor, dass ich unbekleidet auf dem Boden liege, um mich herum viele nackte Männer, die onanierten und auf mich spritzten. Dann musste ich einfach an mir rumfummeln, danach war ich wieder ruhig und konnte weiterlesen. Lesen war neben dem Jazztanz und dem Querflötenspielen mein Hobby. Tänzerin zu werden war ein grosser Traum von mir. Ich nahm wöchentlich bis zu viermal Tanzunterricht, was meinen Schulnoten gar nicht bekam, sodass ich aufhören musste zu trainieren. Einmal überredete meine Tanztrainerin meine Eltern noch, dass ich in Zürich mit einem sehr bekannten Zauberkünstler auftreten durfte, da war ich 16. Am gleichen Abend hatte auch Bibi Jones, sie war damals schon ein umschwärmter Schlagerstar, einen Auftritt auf der Bühne und ich wurde auserkoren, ihr am Ende ihrer Darbietung Blumen zu überreichen. Der Schlussapplaus meiner Tanzeinlage tröstete mich lange Zeit über die Tatsache hinweg, dass meine Eltern mir eine weitere Ausbildung während der Schulzeit nicht mehr finanzierten.

Meine Mutter kaufte mir ab dem zwölften Lebensjahr oft Bücher über weibliche Heilige. Am besten in Erinnerung blieb mir Maria Goretti. Sie blieb Jungfrau. Das war das Thema. Sie blieb stark und gab sich keinem Mann hin. Lieber Gott, hilf mir und mach, dass ich ganz lange Jungfrau bleibe. So betete ich jeden Tag. Ich ahnte zwar schon, dass es toll sein muss, keine Jungfrau mehr zu sein, aber man sollte möglichst lange damit warten. Ich wollte

mich aufheben für den Mann, der mich heiraten würde. Als Jungfrau in die Ehe zu gehen, das war für mich äusserst erstrebenswert!

Immer wenn ich aus dem Beichtstuhl kam, aus der Kathedrale, war mir leichter ums Herz. Zwei »Gegrüsst seist du, Maria« und zwei Vaterunser, das waren meistens meine Bussgebete, die mir der Pfarrer aufgab. Dann kam noch sein Segen dazu, und schwupp, meine Seele war wieder weiss. Davon war ich fest überzeugt. Wenn ich mich zu sehr schämte, eigentlich immer das sechste Gebot betreffend, suchte ich mir einen alten, fast blinden und tauben Priester aus. Der verstand eh nichts und seine Standardbusse war immer nur ein »Gegrüsst seist du, Maria« und ein Vaterunser. Diese ungeheuer grosse Erleichterung, ohne Sünde wieder auf dem Klosterplatz zu stehen, das helle Licht kam mir noch heller vor, meine Seele jubelte und ich tanzte ungehört vor Freude vor allen Leuten. Es war das beste Gefühl, das ich hatte, bevor ich das erste Mal richtig verliebt war, bevor ich einen echten Orgasmus hatte und die Glückseligkeit nach der Geburt meiner Kinder fühlte.

Meine über alles geliebte Grossmutter hätte auch gerne mal ein Kleid mehr gekauft. Aber das war nicht drin, obwohl sie wohlhabend waren. Aber den Wohlstand trug man nicht zur Schau. Das nach ihrer Hochzeit neu gebaute Haus war gross, gutbürgerlich, im Jugendstil eingerichtet, aber nicht protzig. Meine Grossmutter sagte mir immer wieder, dass sie lieber eine herrschaftliche Villa gehabt hätte. Stammte sie doch aus einem sehr vermögenden Elternhaus. Ihr Vater war auch ein angesehener Landarzt, der die Hausbesuche noch mit Pferd und Kutsche machte. Von einem

Auto, die damals in Mode kamen, hielt er aber nichts. Zu seinen Patienten musste er oft über Stock und Stein, da war ihm die Kutsche sicherer.

Wie gesagt, meine Grosseltern waren gut situierte, aber sehr sparsame Leute. Mein Grossvater war nicht nur sehr sparsam, er war auch äusserst reinlich. Immer nach dem Essen putzte er sich die Zähne und vor allem gurgelte er. Er war im Männergesangsverein und wenn ich zu Besuch oder in die Ferien kam, sang er mit mir, am Klavier spielend: »Horch, was kommt von draussen rein, hollahi, hollaho« und andere Studentenlieder seiner Zeit. Den Teller wischte er immer mit einer weissen Stoffserviette ab, bevor das Essen von meiner Grossmutter darauf serviert wurde. Er misstraute der Sauberkeit der Dienstboten. Das war eine immer wiederkehrende Geste von ihm. Dazu kamen oft hämische Bemerkungen zu meiner Tante, der Schwester meiner Grossmutter, die seit dem zweiten Lebensjahr nach einer Hirnhautentzündung geistig behindert war. Seit dem Tod meiner Urgrossmutter lebte sie im Haushalt meiner Grossmutter mit. Immer strickend, immer schweigend oder gerade auf dem Weg zur Kirche, so habe ich sie erlebt. Sie durfte nur in der Stube sitzen. Wir übrigens meistens auch. Zur Begrüssung mussten wir unserer Grosstante immer einen Kuss geben, einen links und einen rechts auf die Backe. Es war eklig, da sie Bartstoppeln hatte. Weihnachten und Ostern war sie aber rasiert, dann ging es.

Der Salon wurde immer nur zu besonderen Anlässen benutzt. Zu Ostern wurden dort bei schlechtem Wetter die Ostereier versteckt und an Weihnachten stand dort der mit reichlich Lametta und

Silberkugeln geschmückte Weihnachtsbaum und das Münchner Christkind aus Wachs lag in seiner Krippe davor. Die Vorfreude war immer die grösste Freude.

Das Zimmer war abgeschlossen, meist schon ein, zwei Tage vorher. Und wenn dann vereinzelt Lamettastreifen im Flur verstreut herumlagen, wussten wir, dass das Christkind im Weihnachtszimmer war, den Baum schmückte und die Geschenke darunter legte. Oh, das war spannend, mein Herz klopfte dann fast zum Zerspringen. Plötzlich ertönte ein leises Klingeln. Dann war es endlich so weit und wir durften voller Vorfreude und Ehrfurcht das geheimnisvolle Zimmer betreten. Ganz vorsichtig, vielleicht erspät ja noch jemand den Rockzipfel vom wegfliegenden Christkind. Leider haben wir das aber nie gesehen. Dieser keusche, unschuldige Kinderglauben blieb mir bis in die Pubertät erhalten.

Erst wurde musiziert und Weihnachtslieder gesungen. Mein Vater spielte Geige. Opa und meine Mutter sassen am Klavier. Meine Brüder wechselten sich ab mit Klarinette und Geige. Alle übrigen Onkel und Tanten bemühten sich mehr oder weniger erfolgreich, melodisch zu singen. Ich selbst blies immer Flöte. Erst Block, später Barock und dann die Querflöte. Wenn das Hauskonzert beendet war, las mein Vater oder Opa aus dem Neuen Testament das Kapitel über die Geburt Jesu vor und dann endlich durften wir ans Auspacken der Geschenke denken. Die Geschenke in meiner Kindheit waren fast immer eine echte Überraschung. Sobald wir schreiben konnten, teilten wir dem Christkind unsere Wünsche auch schriftlich mit, aber es befand wohl immer vieles für unnötig. Für meinen ältesten Bruder war es eine

grosse Ehre, als er nach seinem 18. Lebensjahr von meinem Vater aufgefordert wurde, die Passage aus dem Neuen Testament vorzulesen. Seine Ohren glühten vor Freude. Mit einer schon männlichen Stimme trug er die Stelle aus dem Matthäusevangelium vor und es schien, als ob er dabei jedes Mal um zwei Zentimeter grösser wurde. Jetzt wurde er endlich als Erwachsener anerkannt.

Das anschliessende Festessen war für uns immer was ganz Besonderes. Pommes frites, dazu Hähnchen, das gab es zu Hause nie. Das Schälen der vielen Kartoffeln und in Stäbchen schneiden, das war extrem viel Arbeit und beschäftigte das Küchenmädchen stundenlang. Die Hähnchen wurden frisch geschlachtet vom Metzger ins Haus geliefert. Zum Dessert gab es meistens eine Karamellcreme oder Vanilleeis mit Sahne. Und dann stellte Grossmama einen riesigen Korb gefüllt mit Mandarinen auf den Tisch. Mir quollen jedes Mal aufs Neue die Augen über. Diese Mengen, und wie sie dufteten! Ich durfte essen, so viele ich wollte, zwei oder drei, vielleicht manchmal sogar vier. Zu Hause gab's immer nur eine halbe Mandarine pro Kind. Nur Vater durfte mehr essen. Mutti begnügte sich immer mit der Schale.

Meiner Mutter blieb wohl keine andere Wahl mit vier Kindern und fest in die Praxisarbeit eingebunden. Sie musste in dieser Ehe ausharren. Sie hatte nie eine echte Freundin und konnte sich nie jemandem mitteilen, der ihr gesagt hätte, dass es vielen Frauen so geht wie ihr. Das allein hätte es ihr schon leichter gemacht. Heute spricht man über gewisse absolut männliche oder weibliche Eigenschaften, meine Mutter dachte immer, dass nur ihr Mann so sei. Aber den Schein zu wahren, das hatte ihre Mutter

ihr ja auch vorgelebt und so lebte sie das stolz, aber oft gedemütigt weiter. Ihre ganze Liebe gab sie ihren Kindern. Die schönsten Zeiten in ihrer Ehe waren immer, wenn sie schwanger war. Das erzählte sie mir oft. Dann war Vater sehr rücksichtsvoll und lieb und betrank sich nie. Darum war sie bestimmt auch immer so entzückt, wenn Vater sie beritt, hoffte sie doch, schwanger zu werden. Sie hatte zwischen den ausgetragenen Schwangerschaften auch immer mal wieder eine Fehlgeburt. Einmal, da war ich schon 17 und sie währte sich in den Wechseljahren, ist sie fast verblutet. Mein Vater hat sie morgens bewusstlos, blutüberströmt im Bett gefunden, natürlich sofort in das Spital gebracht. Dort habe ich sie nach drei Tagen besuchen dürfen. Es war Sommer und ich sass auf der Fensterbank des Krankenzimmers. Meine Mutter erklärte mir, dass sie eine Fehlgeburt hatte. Ich hörte aber nur mit halbem Ohr zu, denn ich schaute auf meine nackten Beine. Oh, was ist denn das? Ich sah, was ich vorher nie gesehen hatte. Haare, eklige Haare wuchsen auf meinen unterdessen wohlgeformten Beinen, die ich wohl von meiner Mutter geerbt hatte. Mein Busen war immer noch platt wie zwei Spiegeleier. Aber in der Mitte standen zwei grosse Pins. Oft polsterte ich den BH, den ich eigentlich gar nicht gebraucht hätte, mit Taschentüchern aus. Vor allem immer dann, wenn ich mit meiner Freundin Vreni zum Tanzen ging. Heimlich natürlich. Per Autostopp gings meist nach Arbon an den Bodensee. Vorher machten wir uns zu Hause bei ihr noch zurecht. Ihre Eltern besaßen eine Textilfabrik und waren sonntags oft auch im Geschäft. Im Auto unterwegs sprachen wir dann immer Kauderwelsch und erzählten, dass wir aus Holland kämen. Ohne Probleme wurden wir immer mitgenommen. Angst hatten wir nie. Im Tanzsaal stürzten sich alle Männer immer erst auf Vreni. Sie sah

damals älter aus, hatte schon einen tollen Busen und vor allem eine Dauerwelle. Und das Wichtigste: Sie hatte nicht so eine schreckliche Hakennase wie ich. In meinem zwölften Lebensjahr, ich vergesse den Moment nicht, als ich eines Morgens vor dem Spiegel im Badezimmer stand und bemerkte, dass sich meine Nase verändert hatte. Einfach so. Sozusagen über Nacht. Am Vortag war mir noch nichts aufgefallen. Ich konnte es kaum fassen, meine Kinderstupsnase hatte sich in eine Adlernase verwandelt. Zu den ekligen Pickeln auf der Stirn kam jetzt noch diese Nase. Und von Busen weit und breit keine Spur. Nichts stimmte mehr. Irre lange Beine und Arme, Pickel, manchmal auch auf dem Rücken, und diese Nase. Du siehst ja aus wie eine Hexe, riefen meine zwei älteren Brüder. Meine Mutter hörte zu und sagte kein Wort.

Nun mit 17 hatten sich Waden geformt, aber nun hatte ich Haare auf den Beinen. Meine Mutter verfolgte meinen Blick und bemerkte meine Ratlosigkeit. Wenn ich aus dem Spital komme, gebe ich dir eine Rasierklinge und zeige dir, wie man die Haare an den Beinen und unter den Armen rasiert. Zum ersten Mal hat sie mich verstanden und ernst genommen. Dankbar habe ich sie umarmt und bin beschwingt nach Hause gegangen.

Meine Arme waren unterdessen auch nicht mehr zu lang, aber an meine Adlernase habe ich mich nicht gewöhnt. Im Kino, und da gingen Vreni und ich hin, sooft wir Gelegenheit dazu hatten, hielt ich mir immer von einer Seite eine Hand vor die Nase, immer auf der Seite, wo junge Männer sassen: Ich glaubte, dass die alle nur meine Nase anstarrten.

Dem Sommer der letzten Fehlgeburt folgte der Winter, als ich ihn kennenlernte. Er war der erste Mann, der mir sagte, dass meine Nase in mein Gesicht passen würde. Ich hätte so ausdrucksstarke, schöne Augen und die verträgen eine, wie er sagte, Charakternase sehr gut. Ihn störte also meine Nase überhaupt nicht. Und er war ja schon ein richtiger Mann mit seinen 23 Jahren. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt, und überhaupt, sein langer Rücken, seine charmante und zuvorkommende Art, seine Intelligenz, ach, ich liebte ihn so sehr. Es brannten Tag und Nacht tausend Feuer in mir, ich kam mir vor wie der wandelnde Bodensee, wenn ich nur an ihn dachte.

Nun wusste ich also endlich, wie es ist, verliebt zu sein, Sehnsucht zu spüren. Es war noch tausendmal besser, als ich immer geträumt hatte. Allerdings musste ich noch lange warten bis zu unserer Hochzeitsnacht bei Vollmondschein unter dem Olivenbaum. Ich lutschte ihn von oben bis unten, ich war besessen von seinem Körper, er nahm mich zärtlich und feurig zugleich, von vorne und von hinten, seitwärts, rückwärts, wir waren beide wie in Trance. Ich spürte nur Wonne und Lust, keinen Schmerz. Es war das Paradies auf Erden. Wir waren so frei und glücklich und die ganze Spannung der langen Jahre, wo wir uns liebten und begehrt, unsere Begierde aber nicht richtig auslebten, war wie weggeblasen.

Die Sehnsucht in England nach Peter war manchmal unerträglich, wusste ich ja jetzt, wie schön und befreiend Liebe sein konnte. Andere Männer interessierten mich überhaupt nicht mehr. Mein Englischlehrer und auch drei Klassenkameraden bemühten sich umsonst um mich.

Nun stand Ostern vor der Tür. Da ich ganz knapp Taschengeld bekam, telefonierte ich nach Hause und bat um Erlaubnis, Ostern eine Reise nach Schottland machen zu dürfen. Meine Eltern freuten sich, dass ich das Land kennenlernen wollte, und schickten mir per Telegrammüberweisung Geld. Kurz entschlossen, natürlich nach Absprache mit Peter, kaufte ich ein Ticket vom Student-Travel-Service nach Aachen und fuhr mit Bus, Bahn und Schiff für 48 DM für vier Tage dorthin.

Es war der Himmel auf Erden. Peter wohnte damals mit einem Studienfreund in einem Hinterhaus, Villa Seelenfried genannt. Auf seinem Bett lag zur Begrüßung, aus Buchstabenkeksen bestehend: Ich liebe dich. Alles blitzte und blinkte vor Sauberkeit. Überall standen Blumen. Die abgewetzten, alten Möbel störten mich nicht im Geringsten. Nachts schien der Vollmond durchs Fenster. Es war Wildromantik pur und viel aufregender als mein behütendes, ordentlich bürgerliches Elternhaus. Wir hatten nur Augen für uns beide. Zum Frühstück deckte Peter den Tisch so reichhaltig, wie ich es überhaupt nicht gewohnt war. Bei uns zu Hause mangelte es an nichts, aber es gab nichts im Überfluss. Höchstens für unseren Vater. Lothar, sein Freund, war Kavalier genug und verschwand mit seiner Freundin Isolde für ein paar Tage. So konnten wir das Liebesnest voll auskosten.

Nach meiner Rückkehr nach England erhielt ich einen Brief meines ältesten Bruders. Wieso ich meine Eltern angelogen hätte und anstatt in Schottland in Aachen gewesen sei. Mein Vater sei ausser sich und wolle mich enterben. Ich verstand überhaupt nicht, wieso mein Vater davon erfahren hatte. Das scheint bis

heute ein Geheimnis. Tatsache war jetzt aber, dass meine Familie wusste, dass ich den Deutschen noch nicht aufgegeben hatte und ihn immer noch liebte.

Zwei Tage nach dem Brief meines Bruders kam ein Telegramm von meinem Vater. Es stand nur drin: Eltern oder Herr S. Wutentbrannt und entschlossen telegrafierte ich zurück: Herr S.

Da meine Zeit in der Sprachschule eh vorbei war und ich mein Diplom in der Tasche hatte, nahm ich von den Plänen Abstand, mich noch ein paar Monate als Zimmermädchen in England zu verdingen. Ich packte meinen Koffer und fuhr wieder mit dem Student-Travel-Service nach Aachen. Peter erwartete mich schon ungeduldig. Ich suchte nun eine Stelle und fand sie sofort in den städtischen Kliniken im medizinischen Labor in Aachen. Peter hoffte sehr, dass das mit meinen Eltern bald wieder in Ordnung käme. Wir wohnten nun zu dritt mit seinem Freund Lothar in der sogenannten Villa Seelenfried.

Nach ungefähr zwei Wochen fragte ich Peter, wann denn nun geheiratet würde, den romantischen Heiratsantrag unter dem Olivenbaum immer noch im Herzen tragend. Für mich stand fest, dass wir jetzt offiziell in Sünde leben würden, und alle kriegten das auch noch mit. Ich schämte mich sehr, da schlug die katholische Erziehung doch wieder voll durch. Peter verstand meine Sorge und sagte nur, dass er mich ja auf jeden Fall heiraten wollte, nun sei es unter diesen Umständen halt schon jetzt. Auch war ich überzeugt, dass kein anderer solider Mann mehr Interesse an mir haben könnte, da ich ja nun keine Jungfrau mehr war.

Nun hing unser Aufgebot also im Kasten in Aachen und St. Gallen. Einer meiner Brüder musste auf dem Schulweg immer am Rathaus vorbei und las nun eines Tages erstaunt, dass ein Heiratsaufgebot seiner Schwester öffentlich aushing. Schnurstracks erzählte er das natürlich zu Hause. Nun flippte mein Vater völlig aus. Nicht genug, dass seine einzige Tochter sich in einen Deutschen verliebte, nein, jetzt wollte sie ihn auch noch heiraten.

Im August wurden wir dann im Standesamt in Aachen getraut. Es war eine lustige Studentenhochzeit, mit Reis, Girlanden, Blumentopfgrill, und Möbelschmitz wurde für diesen Tag zur Sektbar umgebaut. Unsere zweitägige Hochzeitsreise führte uns zum Nürburgring. Möbelschmitz, der alte VW-Bus, war jetzt wieder zum Campingauto umgebaut. Als Bett diente uns eine alte Rückbank eines amerikanischen Autos. Wir hatten unsere Federbetten mit, einen Campingtisch, zwei Klappstühle, Besteck, Teller und Becher inklusive eines kleinen Gaskochers. Wir fühlten uns vogelfrei und schwebten im siebten Himmel. Immer wieder betrachteten wir unsere goldenen Eheringe, die wir uns für 84 DM das Stück gekauft hatten. Ich schaute dauernd auf den herrlich polierten Ring an meinem rechten Ringfinger. In der Schweiz hätte man den Ring am linken Ringfinger getragen. Wieder was anderes! Ich musste mich daran gewöhnen, nun als Frau S. angesprochen zu werden. Wir hofften trotz allem, dass meine Eltern nun einlenken würden, und planten für den Herbst die kirchliche Hochzeit. Nachdem ich nun schon über einen Monat Frau S. hiess, fuhren wir einfach mal zu meinen Eltern und wollten uns mit ihnen aussprechen und versöhnen. Doch unser Erscheinen war ihnen zu viel. Ich durfte ein

paar Stunden bleiben. Peter musste gleich wieder gehen. Vater wollte von mir eigentlich nur wissen, ob ich schwanger sei. Als ich das verneinte, verstand er nun gar nichts mehr. Warum hätte ich denn geheiratet. Das wäre wenigstens ein Grund gewesen! So verliess auch ich mein Elternhaus traurig. Aber ich gehörte nun definitiv zu Peter und so planten wir die kirchliche Hochzeit dann allein. Seine Mutter und seine Geschwister und all seine Studienfreunde, auch meine Kolleginnen vom Labor, alle haben sie mit uns gefeiert, nur von meiner Familie kam kein Mensch. Es hat mir sehr weh getan und ich habe vor der Trauung, um nicht zu sehr heulen zu müssen, eine halbe Valium-Tablette geschluckt.

Peter war unterdessen Assistent an der Hochschule und holte mich jeden Tag nach der Arbeit vom Labor ab. Sind Sie das Taxi, wurde er von Passanten immer wieder gefragt, während er auf mich wartete. Aus dem Campingauto Möbelschmitz wurde unterdessen Grete, ein uralter schwarzer Opel. Von der Villa Seelenfried zogen wir in eine heimelige Dachwohnung mitten in der Innenstadt. Möbel holten wir uns vom Sperrmüll. Wir leisteten uns sogar ein kleines Aquarium, das in der sogenannten Liebesecke einen Platz fand. Die wiederum bestand aus zwei alten Sesseln, deren Innenlehnen wir entfernten, und eine karierte Decke gab dem Möbel einen gemütlichen Anstrich.

Die Tätigkeit im Krankenhaus machte mir viel Freude. Meine Arbeit und ich als Schweizerin wurden sehr geschätzt und ich habe immer weniger begriffen, warum es umgekehrt nicht auch so war. Eines Tages bekamen wir einen Patienten mit Verdacht auf Pocken. Da sich niemand bereit erklärte, ihm

Blut abzunehmen, alle hatten Angst vor einer Ansteckung, habe ich es kurz entschlossen getan. Der Verdacht bestätigte sich und so mussten alle, die mit ihm in Kontakt gewesen waren, auch seine Familie und seine Freunde, in eine vierwöchige Quarantäne. Die Jugendherberge wurde nun für etwa 45 Menschen für die nächsten vier Wochen zur Heimat. Es war eine sehr lustige Zeit. Wir waren nur vier Frauen, sonst alles Männer. Da ging es hoch her. Da ich aber jung verheiratet und natürlich immer noch sehr verliebt war, kam für mich ein Techtelmechtel nicht infrage. Die anderen drei teilten sich die besten Männer dann auf und weinten sich hinterher oft bei mir aus. In dieser Zeit lernte ich jedoch einen Möbelfabrikanten kennen, der uns später für honorige Preise Schlafzimmer- und Wohnzimmermöbel verkaufte.

Am Tag der Entlassung, am 11. März, da wurde ich schwanger. Da gab es nach vierwöchiger Enthaltsamkeit beiderseits kein Halten mehr. An einen Koitus interruptus war nicht zu denken. Die Pille war seit etwa einem Jahr auf dem Markt, aber viele Frauen, auch ich, trauten der Chose noch nicht.

So geschah es, dass 18 Monate nach unserer standesamtlichen Hochzeit unsere Tochter Julia geboren wurde. Rechtzeitig bezogen wir nun eine Dreizimmerwohnung in einem Vorort von Aachen. Es war ein Neubau und der Besitzer vermietete vorzugsweise an junge Ehepaare mit Kindern. Da ich bei der Besichtigung der Wohnung schon einen kleinen Bauch vorweisen konnte, hatten wir das Glück, zu den Auserwählten zu gehören. Es gab zwar keine Zentralheizung, aber in jedem Zimmer konnte man einen Ölofen hinstellen. Das funktionierte ganz gut. Im Keller

hatte jede Familie einen 200-Liter-Öltank stehen. So musste ich jeden Tag mit einer Ölkanne die Heizöfen auffüllen. Wenn ein paar Tropfen daneben kamen, stank es fürchterlich. Die Küchenmöbel hatte Peter selbst gebaut, Kühlschrank, Kochherd und eine Eckbank mit Tisch kauften wir gebraucht.

Unsere vierpfündige Tochter brachte mein Leben erst ganz schön durcheinander. Heute würde man sagen, dass sie ein Schreibaby war. Damals waren solche Begriffe unbekannt und man schob alles auf Blähungen. Da sie sehr klein und zart war, musste sie alle zwei Stunden gefüttert werden. Peter war unter der Woche im Sauerland und arbeitete an seiner Dissertation. An den Wochenenden besprach er oft mit seinem Doktorvater die Resultate und hatte wenig Zeit für uns.

Nach drei, vier Monaten sah unsere Kleine schon recht wohlgenährt aus und wurde auch zusehends ruhiger und zufriedener. Doch dann bekam sie eine Lungenentzündung und musste ins Krankenhaus. Das war ein arger Rückschlag. Sie musste auf eine Isolierstation und ich durfte sie nur durch eine Glasscheibe sehen. Stundenlang stand ich jeden Tag mit platt gedrückter Nase an der Scheibe und begriff nicht, warum ich das kleine Wesen nicht berühren durfte. Das wurde mir dann zu viel. Ich lief einfach ins Zimmer und nach einem grossen Hallo konnte ich Klein Julia auf meine Verantwortung mit nach Hause nehmen. Ich war überzeugt, dass sie mit spürbarer Liebe schneller gesund würde. Und so war es auch. Sie gedieh ganz prächtig und wurde ein fröhliches, aufgewecktes, intelligentes Mädchen. Schon früh verblüffte sie durch gezielt gestellte, intelligente Fragen. Das erweichte dann auch das Herz meines Vaters. Eigentlich war er immer noch

stocksauer auf uns. Er sprach Peter auch immer noch mit Herrn S. an, aber Julia wurde von allen geliebt, auch von meinen drei Brüdern, der jüngste damals erst 13.

Unterdessen wurde aus Herrn S. Herr Doktor S. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem hochintelligenten Mann, das waren die Worte der zwei Doktorväter zu mir, als sie auch mir gratulierten. Ich platzte fast vor Stolz. Selbstverständlich war auch Julia, jetzt zwei Jahre alt, mit auf der Feier, zum Entzücken aller Anwesenden.

Nun war der Weg frei für Peter, eine Stelle in der Industrie anzunehmen. Jetzt wollte er endlich ordentlich Moos machen. Sein Vater war als Arzt verbeamtet. Das hiess damals viel Ehre und wenig Geld. Darum kam für ihn, obwohl er Gelegenheit dazu gehabt hätte, eine Beamtenlaufbahn nicht infrage.

Vor der Flucht ging es ihnen ja recht ordentlich. Aber nach dem Krieg, als Flüchtling obendrein, war es jahrelang ein sehr hartes Leben. Geprägt von Hunger und viel Häme. Bauernkinder in der Nähe von Plön, wo ihre erste Station im Westen war, in einem Gänsestall, lachten die dünnen Flüchtlingskinder, deren Schuhe mit Zeitungspapier ausgestopft waren, immer aus. Sie führten vor, wie viel Zucker sie in den Kaffee tun, streckten die Hand voll Würfelzucker den hungernden Kindern entgegen, um sie dann rechtzeitig zurückzuziehen. Eines Tages fesselten sie Peter, damals zehn Jahre alt, an einen Baum und gaben ihm Regenwürmer zu essen. Er musste sie runterschlucken und brach dann zusammen. Es setzte noch ein paar Schläge, ja, es war schon hart damals in Plön. Wenn es wie meistens in den ersten Jahren nach dem

Krieg mal wieder nichts zu essen gab, klatschte die Mutter in die Hände, Peter und seine ältere Schwester mussten dann in Wald und Feld nach was Essbarem Ausschau halten. Diese Hunger-
schule führte dann aber dazu, dass Peter ausserordentlich gute Kenntnisse über alles Essbare in der freien Natur besass. Er gab dieses Wissen später auf jedem Spaziergang weiter an uns alle. Unsere Kinder hat das dann oft sehr gelangweilt. Durch Freunde von Peter bekam er seine erste Stelle in der freien Wirtschaft in Colmar. Wir freuten uns, ins Elsass zu ziehen, ich besonders, konnte ich doch endlich mal wieder französisch sprechen. Ein schmuckes Reihenhäuschen mit Blick auf die Weinreben war dann unser Zuhause. Der Möbelfabrikant, den ich von der Quarantänezeit her kannte, verkaufte uns die restlichen notwendigen Möbel, wie einen Wohnzimmerschrank und ein richtiges Schlafzimmer. Julia bekam ein grosses Bett und ein paar Kindermöbel, alles in weissem Schleiflack. Für die Küche hat es auch noch gereicht, ein paar Unter- und Hängeschränke von Alno in Weiss. Also, es ging aufwärts.

Die Zeit in Colmar war eine unbeschwerte Zeit. Wir unternahmen viel, hatten schnell einige Freunde und Julia lernte mit den einheimischen Kindern schnell Französisch. Das Kind war fasziniert von den vielen Weinbergschnecken und legte sich stundenlang auf die Lauer, um deren Schleimspur zu verfolgen. An Regentagen spielten wir viel: Pack den Esel, malten und bastelten mit Mitbringseln aus der Natur. Unser Auto war jetzt ein alter grauer Mercedes Diesel. Wir nannten ihn den grauen Bomber. Dieser machte so einen Krach, da der Auspuff kaputt war. Wir hatten jetzt aber nach den Möbelkäufen kein Geld mehr für eine Reparatur. Die ganze Nachbarschaft, alles Franzosen, versam-

melte sich allmorgendlich hinter ihren Fensterscheiben, wenn Peter losfuhr. Die dachten jedes Mal, eine Bombe hätte eingeschlagen. Vor allem »Napoleon«, unser direkter Nachbar. Er fiel nicht nur durch eine verblüffende Ähnlichkeit mit besagtem Herrn auf, sondern auch durch die Art und Weise, wie er mit seiner grossen, dünnen, blassen und rothaarigen Frau umging. Die ganze Konversation fand im Befehlston statt. Und immer hatten beide ein Glas Rotwein in der Hand. Wenn er nach Hause kam, trug er stets ein Baguette in einem kleinen Rucksack auf seinem Rücken.

Leider dauerte die Elsasszeit nur zehn Monate, dann wurde Peter ins Stammhaus nach Süddeutschland versetzt. Den Umzug musste ich allein organisieren, da Peter viel unterwegs war. Unsere Julia half aber begeistert beim Packen mit und so haben wir das gut geschafft.

In Kirchdorf bewohnten wir erst zwei Zimmer in einem Gasthof. Die 4-Zimmer-Neubauwohnung, die wir mieteten, war noch nicht bezugsfertig. Da ich mit Julia oft allein war, fand ich das ganz gut. Es war immer was los und ich konnte manchmal, wenn sehr viel zu tun war, beim Kellnern helfen und so ein Sackgeld verdienen. Der Gasthof war umgeben von Bauernhäusern. Ich lernte, wie man ein Huhn schlachtet, und vergesse nie, wie das Huhn noch ohne Kopf herumflatterte. Auch Rupfen und Ausnehmen haben mir die Bäuerinnen beigebracht. So richtig geschmeckt hat dann aber das Huhn nicht mehr. Julia spielte viel mit Katzen und Hunden, sie half beim Einsammeln von Eiern von glücklichen Hühnern. Sie war den ganzen Tag auf Entdeckungsreise. In dieser Zeit wurde ich wieder schwanger. Fünf

Monate vor der Geburt des Kindes zogen wir in die neue Wohnung um. Die war noch komfortabler als das Reihenhäuschen in Colmar. Der Aufschwung wurde immer sichtbarer. Einen neuen, nun namenlosen Peugeot konnten wir uns bald auch kaufen und wir waren so froh, nun nicht mehr jeden übrig gebliebenen Pfennig in eine Autoreparatur stecken zu müssen.

Svens Geburtstermin war schon fünf Tage überschritten. Meine Schwiegermutter, die eigentlich einhüten wollte, musste aber dringend zurück nach Kiel. So kam es, dass ich, als dann am sechsten Tag die Wehen einsetzten, Julia gab ich schnell bei Nachbarn ab, mich ins Autos setzte und allein ins Spital fuhr. Dort angekommen stürmte ich die Treppen hoch und rief nur, wo ist der Kreißaal? Ungläubig schaute mich eine Nonne an und meinte: Solange Sie noch lachen können, kann es nicht so eilig sein. Ich erklärte ihr, dass das mein zweites Kind sei und es nicht mehr lange dauern würde. So kam es auch. Sven hatte es eilig. 20 Minuten später war er da. Ich konnte es gar nicht fassen, dass es diesmal, obwohl wir eigentlich vor neun Monaten das Gleiche machten, ein Bub war. Wir hatten uns schon sehr auf ein Mädchen eingestellt und uns auch gefreut, war Julia doch ein echter Goldschatz.

Peter war gerade auf der Hannovermesse, aber pünktlich zu meiner Entlassung stand er auf der Matte und holte mich und unseren Stammhalter ab. Bei meiner Hinfahrt ins Spital schneite es. Bei der Fahrt nach Hause schien die Sonne und die Wiesen blühten voller Löwenzahn.

Sven war ein echt pflegeleichtes Kind. Ich machte mich innerlich

schon wieder für vier, fünf Monate schlaflose Nächte bereit, aber es verlief diesmal viel ruhiger.

Nun hielten es meine Eltern in der Schweiz doch nicht mehr aus. Zum ersten Mal kamen sie zu uns zu Besuch. Vater fuhr unterdessen einen rosa Cadillac mit weissen Lederpolstern, oberpeinlich, er befand sich wohl gerade im dritten Frühling. Das Auto war vollgepackt mit Lebensmitteln und Geschenken. Sie dachten wohl, dass wir am Hungertuch nagen würden. Meine Eltern staunten nicht schlecht, wie weit wir es in so kurzer Zeit auch ohne ihre Hilfe gebracht hatten. In der Schweiz geht alles ordentlich und geregelt zu. Die Brauteltern kaufen die Aussteuer und der Ehemann geht arbeiten und sichert die Existenz. Ausserdem ist Erben ganz wichtig. Ich glaube, ein echter Schweizer spart nur, um möglichst viel zu vererben. Richtig gelebt wird wohl erst nach dem Tod.

Seit Svens Geburt begannen meine Eltern sich langsam daran zu gewöhnen, dass ihre einzige Tochter nun halt mit einem Deutschen verheiratet ist und zwei Kinder hat und nicht am Hungertuch nagt. Nun hörten auch die Angebote meines Vaters auf, mir die Scheidung zu finanzieren. Sven wurde zum Liebling meiner Eltern. Er verbrachte dann die ersten zwölf Jahre seines Lebens jeden Sommer vier, fünf Wochen bei seinen Grosseltern in der Schweiz. Nun konnte meine Mutter wieder ihre liebste Rolle übernehmen, früher als Mutter, jetzt als Grossmutter. Der Tapeetenwechsel im grosselterlichen Haus hat sich immer sehr positiv auf die Kinder ausgewirkt. Das war für Peter und mich die sogenannte Ehepflegezeit, die uns immer sehr gut getan hat.

Dann kam die unerwartete Nachricht, dass Peters Firma, in der er zum Prokuristen avanciert war, vor dem Konkurs stand. Nun war er plötzlich arbeitslos. Der tägliche Gang zum Briefkasten, eine Zusage zu einer neuen Arbeitsstelle erhoffend, war meistens eine Absage. Doch dann klappte es doch und er fand in Frankfurt in einem Forschungsinstitut einen neuen Arbeitsplatz.

Wir wohnten unterdessen in einem herrlichen alten Haus, das viel Charakter besass und einen grossen Garten. Unsere Kinder haben uns immer viel Freude gemacht und allein deswegen hat es sich schon gelohnt zu leben.

Dann kam wie aus heiterem Himmel die Diagnose Krebs. Peter war so erschüttert, dass er erst mal wutentbrannt das Ultraschallbild, das die Diagnose sichtbar bestätigte, mir auf den Schreibtisch knallte mit den Worten: Hab ich es nicht immer gesagt, mein Vater starb mit 57 Jahren an Krebs und jetzt bin ich mit 58 Jahren auch dran.

Nun war Kampf angesagt, kämpfen konnte er, das hat er spätestens in seiner Kindheit als Flüchtling im eigenen Land gelernt. Das Wort Flüchtling ist übrigens bis heute bei älteren Einwohnern immer noch fast ein Schimpfwort. Immer wieder hört man auch heute noch: die oder der sind Flüchtlinge, auch wenn diese Menschen schon über 60 Jahren hier leben und viel zum Anfangswohlstand beigetragen haben. Wie soll es den heutigen Migranten besser gehen, wenn es die eigenen Landsleute, die nach oder während des Kriegs zwangsläufig flüchten mussten, schon so schwer hatten?

Um den Kampf innerlich zu überstehen, war eine radikale Änderung der Lebensgewohnheiten angezeigt. So verkauften wir das Haus und zogen mit Sack und Pack in den sonnigen Süden. In die Wärme, da, wo die Sonne fast immer scheint, da, wo es nach Lavendel, Rosmarin, Zitronen und Orangen duftet. Umgeben von Olivenbäumen. Davon hatte Peter schon als Kind immer geträumt.

